Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 14

Artikel: Joseph im Schnee [Fortsetzung]

Autor: Auerbach, Berthold

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636257

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 14 — 1918 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 6. April

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Frühlingslied.

Von Georg Küffer.

Bei jedem Schritt schäumt weißere Blust.
Frühling singt Auferstehungslust,
Schwenkt blau sein flatterndes Panier! —
Was so des Vögleins Brust bedrängt,
Die Blätter aus der Knospe sprengt —
Der gleiche Pulsschlag klopft in mir!

Der Strom, der jegliches Leben nährt,
Heut quillt er, daß es grünt und gährt —
Und drängt zu frohem Herzensschlag!
Mag er auch einst aus uns entfliehn
Und ob uns zartere Kreise ziehn —
Heut schwillt er unserem Frühlingstag!

Joseph im Schnee.

Eine Schwarzwälder Dorfgeschichte von Berthold Auerbach.

Zweites Kapitel.

Ein Zwiegesang wird unterbrochen und wieder aufgenommen.

Um dieselbe Stunde, als das Kind in der Dachkammer erwachte und so unruhig blieb, brannten neben der Lampe noch zwei Lichter in der Wohnstube des Pfarrhauses und drei Menschen saßen wohlgemut um den runden Tisch; es es war der Pfarrer, die Pfarrerin und deren Bruder, ein junger Landwirt. Es war behaglich warm in der Stube; in den Pausen des Gesprächs hörte man bald einen Bratapfel auf dem Ofensims zischen, bald sprach der Kessel in der Ofenröhre auch ein Wort darein, als wollte er sagen, es ist noch Stoff genug da zu gutem Grog. Der Pfarrer, der sonst nicht rauchte, besaß die Geschicklichkeit, daß er, wenn ein Gast kam, auch zu rauchen verstand. Dabei vergaß er aber doch seine Dose nicht, und so oft er eine Prise nahm, bot er auch dem Schwager eine an, der dann regelmäßig dankte. Der Pfarrer betrachtete mit offenbarem Wohlgefallen seinen Schwager und die Pfarrerin sah auch bisweilen von ihrer Stickerei — es ist ein Geschenk für morgige Weihnachten — mit strahlenden Augen in das Angesicht ihres Bruders.

„Das hast du brav gemacht," wiederholte der Pfarrer, und sein feines, längliches Gesicht mit den feinen schmalen Lippen, den wasserblauen Augen und der hohen gewölbten Stirn gewann einen noch stärkeren Ausdruck innigen Wohlwollens, als sonst immer darauf ausgebreitet lag. „Das hast du brav gemacht, daß du die Feiertage für uns Urlaub genommen hast, aber," setzte er lächelnd hinzu und schaute nach der Flinte, die in der Ecke lehnte, „dein Jagdgewehr wird dir hier nicht viel einbringen, wenn du nicht vielleicht das Glück hast, den Wolf zu treffen, der hier in der Gegend umgehen soll."

„Ich bin nicht bloß zum Besuch und nicht bloß zur Jagd gekommen," entgegnete der junge Landwirt mit wohltönender, tief ansprechender Stimme, „ich soll Ihnen, lieber Schwager, auch die Bitte ans Herz legen, daß Sie Ihre Bewerbung um die Stelle im Odenwald zurücknehmen und warten mögen, bis eine Stelle in der Nähe der Hauptstadt oder in der Hauptstadt selbst offen wird. Der Onkel Zettler, der jetzt Konsistorialpräsident wird, hat versprochen, Ihnen die erste offene Stelle zu geben."

„Ist nicht möglich. Es wäre mir erwünscht, für Lina und für mich, den Eltern nahe zu sein, und ich habe auch oft einen wahren Durst nach guter Musik; aber ich tauge nicht in die neue Orthodoxie und in das Aufpassen, ob man auch streng kirchlich predige. Und das ist unter meinen Amtsbrüdern ein ewiges Gesorge für das Seelenheil der Pfarrkinder, ein gegenseitiges Rezeptegeben, das viel von Prahlerei hat. Es ist damit wie mit der Erziehung: je weniger von Erziehung Eltern anwenden, um so mehr wissen sie sehr gescheit davon zu sprechen. Seid brav und ihr erzieht ohne viel Kunst und ohne beständige Angst und Fürsorge eure eignen Kinder und eure Pfarr-

kinder. Ich weiß, ich stehe auf dem Boden der reinen Lehre, soweit meine Kraft reicht, und überhaupt bin ich eigentlich ein Gegner aller Versetzungen. Man muß mit den Menschen alt werden, auf die man wirken soll. In einer guten Staatseinrichtung sollte man auf der Stelle bleibend in Gehaltserhöhung vorrücken. Ich habe mich um die Stelle im Odenwald nur gemeldet, weil ich fühle, daß ich für die Strapazen hier anfange alt zu werden und auch, weil ich einer Roheit nicht wehren kann, die mir das Herz empört. Doch, laß uns jetzt singen."

Er stand auf, setzte sich an das Klavier und begann das Vorspiel seiner Lieblingsmelodie und die Pfarrerin und der junge Landwirt sangen mit wohlgeübten Stimmen das Duett aus Titus:

Laß Glück, laß Schmerz uns teilen.

Es war wie ein Sichfassen treuer Hände, ein glückseliges Umschlingen, indem die beiden Stimmen zusammentönten in der warmherzigen Melodie.

Schon während des Singens war es mehrmals, als ob man Peitschenknallen vor dem Hause hörte; man achtete nicht darauf und redete sich auch wiederum ein, daß es Täuschung sein müsse. Jetzt, da der Gesang geendet hatte, hörte man rasches und lautes Peitschenknallen; die Pfarrerin öffnete das Fenster und fragte in die Nacht hinaus: „Ist jemand da?"

„Ja, freilich," antwortete eine grobe Stimme.

Die Pfarrerin schloß schnell das Fenster, denn ein eisiger Luftstrom drang herein und die Wangen der Sängerin glühten. Der junge Landwirt wollte nachschauen, wer es sei, aber die sorgliche Pfarrerin hielt ihn zurück, weil er auch erhitzt sei. Sie schickte die Magd hinab und beklagte unterdes, daß vielleicht ihr Mann noch heute in solcher Nacht auf den Weg müsse.

Die Magd kam bald wieder und berichtete, es sei ein Fuhrwerk da von der wilden Röttmännin, der Herr Pfarrer solle sogleich zu ihr kommen.

„Ist der Adam da oder ein Knecht?" fragte der Pfarrer.

„Ein Knecht."

„Er soll heraufkommen und einstweilen etwas Warmes zu sich nehmen, bis ich fertig bin."

Die Pfarrerin bat und beschwor ihren Mann, sich doch heute nicht mehr dem bösen Drachen zulieb in Lebensgefahr zu begeben, es sei ja schon bei Tag in solcher Jahreszeit lebensgefährlich, den weiten Wag nach Röttmannshof zu fahren, wieviel mehr bei Nacht.

„Muß ein Arzt zu einem Kranken und darf nicht nach Wind und Wetter fragen, wieviel mehr ich," erwiderte der Pfarrer.

Der Knecht kam in die Stube, der Pfarrer gab ihm ein Glas Grog und fragte: „Steht's so schlimm mit der Röttmännin?"

„Ho! So schlimm just nicht. Sie kann noch weidlich schimpfen und fluchen."

Nun beschwor die Pfarrerin ihren Mann abermals, doch zu warten bis es Tag sei; sie wolle es vor Gott verantworten, wenn die wilde Röttmännin ohne geistlichen Beistand aus der Welt gehe. Die Pfarrerin schien aber doch schon zu wissen, daß ihre Einreden nichts helfen, denn während sie so dringend abmahnte, schüttete sie etwas Kirschengeist in ein strohumflochtenes Fläschchen, holte den großen Schafpelz herbei und steckte das Fläschchen in die Tasche.

Der junge Landwirt wollte den Schwager begleiten, aber dieser lehnte es ab: „Bleib' du zu Hause und geh' bald zu Bett," sagte er unter der Tür. „Geht nicht mit, ihr werdet sonst heiser, und ihr sollt mir während der Feiertage noch viel miteinander vorsingen. Die schöne Mozartsche Melodie wird mich auf dem Weg begleiten."

Bruder und Schwester gingen dennoch miteinander bis vor das Haus, wo der Pfarrer einstieg. Die Pfarrerin wickelte ihm noch die Füße in eine große wollene Decke und sagte währenddessen zu dem Knechte: „Warum habt ihr einen Schlitten genommen und nicht einen Wagen?"

„Wir haben bei uns oben viel Schnee."

„Ja, so seid ihr da oben; ihr denkt nie, wie es anders ist und ob man sich die Glieder zerbricht auf dem gefrorenen Boden. Fahr' nur langsam bis auf Harzeneck. Gebt recht acht. Otto, steig' auf der Otterswanger Höhe lieber aus. Nein, bleib' sitzen, du erkältest dich sonst. Behüt euch Gott!"

„Gut' Gott!" rief noch der Pfarrer; es klang dumpf aus der Vermummung heraus. Die Pferde zogen an, der Schlitten ging davon, und man hörte ihn noch weit hinaus durch das Dorf poltern und kollern. Bruder und Schwester gingen ins Haus zurück.

„Ich kann dir nicht sagen, wie wohl mir's tut, wieder deinen Mann zu sehen und zu hören," sagte der junge Mann zur Pfarrerin in der Stube, „ich meine, je älter er wird, um so deutlicher wird seine reine, schöne Natur — oder ist es nur an mir, daß ich ihn immer deutlicher sehe?"

Die Pfarrerin nickte und sagte: „Ja, du hast meinen Mann gewiß von Herzen lieb, aber du kannst dir doch nicht denken, was für eine reine Seele, was für ein heiliges Herz er ist. Mögen die Leute sagen, daß er nicht kirchlich genug; er ist selber eine Kirche. Man wird fromm durch ihn; er braucht weiter gar nichts zu tun als da zu sein, sein gutes Wesen walten zu lassen; seine Sanftmut, seine unverwüstliche Liebe und Gerechtigkeit, das macht, daß alle Menschen, wenn sie ihn nur sehen, gut und fromm werden; und so ist's auch in seinen Predigten, da ist jedes Wort Seele, lauter Kern. Eigentlich hat er's gut, die Gemeinheit und die Roheit begegnen ihm nicht. Der Maler Schwarzmann von hier, der einmal acht Tage bei uns gewesen ist und gesehen hat, wie die vierschrötigen Bauern gegen ihn sind, hat ein gutes Wort von ihm gesagt: unser Pfarrer kann jeden zwingen, daß er in seiner Gegenwart hochdeutsch denken muß. Es hat mir oft wehe getan, daß ein solcher Mann auf dieser Höhe unter Bauern sein Leben verbringen soll, aber ich habe einsehen gelernt, gerade die höchste Bildung, die wieder einfach ist wie die Bibel, ist da am rechten Ort."

Es läßt sich nicht sagen, ob das Entzücken, mit dem die Schwester sprach, oder das, mit dem der Bruder zuhörte, größer war, so wenig sich sagen läßt, ob für ein gutes Herz das Anschauen eines vollen Glückes oder der Besitz desselben größer ist. Und es gibt ja ein Glück, das niemand zu eigen gehört, sondern allen, die es zu empfinden

verstehen, und das ist die Erkenntnis eines reinen Herzens und die Liebe zu ihm.

„Ich weiß jetzt, wo er ist," fuhr die Pfarrerin fort und starrte drein, als sähe sie es vor sich, „jetzt ist er an der großen Hagebuche, und jetzt fahren sie um Harzeneck, da geht immer ein böser Wind. Wickle dich nur gut ein. Ich glaub', daß du die wilde Röttmännin noch bekehrst, ich glaub's; du kannst alles; und ich glaub', daß du noch den Adam mit der Martina traust, und dann bleiben wir doch wieder gern hier."

Der Bruder wagte es kaum, die verzückt Dreinschauende anzureden. Endlich fragte er: „Wer ist denn die wilde Röttmännin und Adam und Martina?"

„Gut, setz' dich her, ich will dir erzählen. Ich könnte ohnedies keine Ruhe finden, bis ich weiß, daß Otto unter Dach ist."

Drittes Kapitel.

Von den wilden Röttmännern.

„Es gibt noch wilde Menschen, wahre Unholde hier oben. Von diesen wilden Röttmännern ließe sich viel berichten."

„Erzähle!"

„Es sind große, ungeschlachte Menschen, und sie tun sich was darauf zugut, daß man auf viele Geschlechter zurück Ungeheuerlichkeiten von ihnen erzählt, und da sie reich sind, können sie noch immer derlei ausführen. Der Vater des jetzigen Röttmann, der, zu dessen Frau Otto eben gerufen wurde, soll eine so mächtige Stimme gehabt haben, daß ein Landjäger, den er anschrie, rücklings auf den Boden fiel. Sein Hauptvergnügen bestand darin, in den Wirtshäusern, wo er gesessen hatte, die zinnernen Teller zu Kugeln zusammenzurollen. Der jetzige Röttmannsbauer soll beim Tanz immer ein Dutzend der schweren, eisernen Keile, mit denen man das Holz spaltet — sie nennen sie hierzulande Speidel — in den langen Rockschößen gehabt haben, damit ihm alles ausweichen muß und er Raum genug hat zum Tanzen. Tanzen, das war auch seine größte Lust, vierundzwanzig Stunden ohne Aufhören, das war für ihn ein leichtes Spiel, und in den Pausen wurde unaufhörlich getrunken, ein Schoppen nach dem andern. Um aber zu wissen, wieviel er getrunken und zu bezahlen habe, drehte er sich jedesmal mit großer Geschicklichkeit einen Knopf von seiner roten Weste und zuletzt von seinem Rock ab und löste sie dann am Schlusse beim Wirt wieder ein. Der Alte mit der starken Stimme verbietet ihm einmal, daß er noch am Tage bei einer Hochzeit drüben in Wengern bleibe, er solle vielmehr eine Wiese drunten im Otterswanger Tal abmähen. Strenge Zucht unter sich haben die Röttmänner immer gehalten. Der gehorsame Sohn folgt also, tanzt die ganze Nacht wie toll; am Morgen kommt der Starkstimmige auf die Wiese und hört Musik. Was ist das? Da mäht einer und sieht so seltsam aus? Der Starkstimmige kommt näher. Richtig, der Sohn mäht wie befohlen, hat aber eine Traget auf dem Rücken und in der Traget einen Geiger, der ihm beständig vorgeigen muß, und so mäht er Wiese auf Wiese ab, bis alles danieder, und dann tanzt er mit seinem Geiger auf dem Rücken wieder hinüber bis Wengern zur Hochzeit. — Man sagt sonst im Sprichwort: alles kann gestohlen werden, nur kein Mühlstein und kein glühend Eisen; aber der Speidel-Röttmann hat doch einmal einen Mühlstein gestohlen, wenigstens beiseite geschafft. Dem Heidenmüller zum Possen wälzt er auf einmal in einer Nacht einen Mühlstein den halben Berg hinauf. Der Speidel-Röttmann hatte zwei Söhne, Vinzenz und Adam. Der ältere, Vinzenz, war weniger stark, aber tückisch wie ein Luchs, das hatte er von seiner Mutter, denn bösartig sind die Röttmänner nicht, nur ungebärdig wild. Vinzenz soll die Holzhauer geplagt haben wie ein wahrer Sklavenhalter. Eines Tages wurde er von einem Baum erschlagen. Man sagt, und der frühere Pfarrer behauptete es fest, die Holzhauer hätten das mit Absicht getan. Seit jener Zeit ist die Röttmännin, die ohnedies nicht sehr liebevoller Natur war, zu einem völligen Drachen geworden, der gern die ganze Welt vergiftete. Sie ist die einzige, die meinen Mann grimmig haßt, denn sie will, daß er jeden Sterbenden, zu

de Meuron: Mutter und Kind.

dem er gerufen wird, frage, ob er nichts zu beichten habe vom Tode ihres Vinzenz. Der Baum, von dem Vinzenz erschlagen wurde, lag lange unberührt im Walde, da befahl die Röttmännin eines Tages, daß man ihn abzweige. Sie war unversehens bei den Holzhauern, um sie zu beobachten und zu behorchen. Sie muß nichts Sicheres gefunden haben. Der Speidel-Röttmann wollte den Stamm, der einer der schönsten sogenannten Holländerbäume war, mit dem Floß rheinabwärts schicken; er sagte: Baum ist Baum, und Geld ist Geld; warum soll der Baum unnütz verderben, weil er den Vinzenz erschlagen? Die Röttmännin aber war anders gesinnt. Sie ließ aus dem Reisig einen großen Haufen machen und verbrannte darin die Kleider des Erschlagenen. So müssen die in der Hölle verbrennen, die meinen Vinzenz umgebracht haben, schrie sie immer dabei. Sechs Pferde und zehn Ochsen wurden angespannt, um den Stamm nach dem Hof zu führen. Es ging nur eine kurze Strecke, denn die Wege sind nicht dazu, um einen so großen Stamm bergauf zu bringen. Er wurde dreifach zersägt, und nun liegen die Klötze eben im Hof an der Tür. Die Röttmännin sagt immer, der Baum wartet, bis man Galgen und Scheiterhaufen daraus macht, um die Mörder meines Vinzenz zu hängen und zu verbrennen. Oft sitzt sie am Fenster und spricht auf die Klötze, wie wenn sie ihnen was sagen müßte, und sie lacht jedesmal glückselig, wenn ein Fremder darüber stolpert. Sie ließ auch, wie sonst nur bei den Katholischen in unserer Nachbarschaft der Brauch ist, dem Erschlagenen einen Bildstock errichten, drunten am Fußwege, der am Abhange des Hohltobels nach der Heidenmühle überführt. Dort, tiefer im Walde, ist der Vinzenz erschlagen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Zu Simon Gfellers 50. Geburtstag

am 8. April 1918.

Er will es nicht wahr haben, unser Geburtstagsmann, daß von der Egg eine Dichtersonne ins Land hinableuchte. Er meint, das sei ein einfaches Stubenlicht oder noch besser gesagt: ein Stallaternlein. Wir, seine Leser, halten am ersten Bilde fest; denn die Sonne leuchtet nicht nur wie ein Licht, sondern sie wärmt auch. Und Simon Gfellers Dichtertum spendet vor allem Wärme, eine gute, wohltuende Wärme, wie wir das von der lieben Sonne

Simon Gfeller.
(Phot. A. Stumpf, Bern.)

erfahren. Alle, die sein „Heimisbach"-Buch oder seine „Geschichten aus dem Emmental" gelesen haben, müssen mir bestätigen, daß ihnen warm und wohlig ums Herz geworden bei der Lektüre. Es bleibt also beim Vergleich, wie wenig er auch das schlichte und bescheidene Wesen unseres Dichters trifft.

Sein 50. Wiegenfest kommt uns gerade recht, um einen kurzen Rückblick zu tun auf das Werk des Egg-Dichters. Es ist keine lange Reihe von Bänden, auf die fünfzigjährige Schriftsteller gemeiniglich mit zufriedener Gebärde hinweisen können. Nur zwei Bücher bilden seine „Sämtlichen Werke". Aber es liegt uns an der richtigen Betonung dieses „nur". Es soll keine Einschränkung darin sein, sondern ein gutes Lob. Wir wissen aus sicherer Quelle, daß der Dichter sein Werk mit leichter Mühe um zwei Bände hätte vergrößern können, daß dazu Stoff genug bereit liegt in der Tisch- und Gehirnschublade. Wir bedauern, daß sie noch nicht gedruckt sind, diese Bücher, aber um so werter sind uns die, die wir besitzen. Sie enthalten ja alles, was uns an Simon Gfellers Dichtertum lieb und teuer ist.

Gerade in diesen dumpfen und düstern Tagen liest es sich herrlich in seinen Büchern. Eine schöne Welt tut sich vor uns auf. Fast wie eine Märchenwelt liegt sie hinter uns, die kriegslose schöne Zeit, da man sich noch freuen konnte am Frühling, am keimenden Saatfeld, an der blühenden Hofstatt, am Liebesspiel der jungen Leute, da noch nicht hinter jeder Schönheit der Zweifel lauerte, der uns jetzt sagt: es ist doch alles umsonst getan, alles ist schal und leer und der Vernichtung verfallen. Gewiß, ein abgrundtiefer Pessimismus hält heute die Menschheit gefangen. Es will uns fast unmöglich erscheinen, daß sich von diesem Pessimismus zu der Welt, die uns Simon Gfeller so schön malt, eine Brücke schlagen lasse. Und doch müssen wir wieder zur Lebensbejahung und zum Menschenglauben zurückkommen, wenn es wieder Friede geben soll auf der Welt.

Ein reiner schöner Glaube an das Gute im Menschen, an die sittliche Weltordnung, die alles bindet und zusammenhält, ein goldlauterer Optimismus ist der Grundzug von Simon Gfellers Dichten. Gerade dieser tiefe ethische Gehalt macht uns seine Erzählungen so lieb und wert. Wir alle, auch die, die wir uns Pessimisten nennen, tragen den Glauben an das Höhere, Reinere, Edlere tief in unserer Brust und sind dankbar, wenn uns dieser Glaube bestätigt und gestärkt wird. Aus dem „Heimisbach" und aus den „Emmentaler Geschichten" strahlt uns Simon Gfellers Optimismus mit warmen hellen Menschenaugen entgegen. Da sind der treuherzige Schulmeister Ernst Helfer und sein Mütterchen, das liebenswerte Setteli mit seinem standhaften Duldertum, da sind die aufrechten Bauersleute von Heimisbach, die alten und die jungen, die bedächtigen „Ruhbettkönige", das lebenslustige Annemareili und der gutmütige Christeli. Und im andern Buch der prächtige Hansueli Reber, der